Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 52 (1944)

Heft: 7

Artikel: Im Truppenkrankenzimmer

Autor: Hard, Henri

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972835

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn-Soleure 17. Februar N° 7 - 1944 17 février 52. Jahrgang - 52e Année

DAS ROTE KREUZ
LA CROIX-ROUGE

Croce-Rossa
Organ des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes.
Organe officiel de la Croix-Rouge suisse et de l'Alliance suisse des Samaritains.

Crusch-Cotschna
Organo della Croce-Rossa svizzera e della Federazione svizzera dei Samaritani.
Organ da la Crusch-Cotschna svizzra e de la Lia svizzra dals Samaritauns.

Herausgegeben vom Schweizerischen Roten Kreuz - Edité par la Croix-Rouge suisse - Pubblicato dalla Croce-Rossa svizzera - Edit da la Crusch-Cotschna sv zzra

Rotkreuzchefarzt - Médecin-chef de la Croix-Rouge - Medico capo della Croce-Rossa

Nun ist alles verödet und doch voll Leben. Etwas Seltsames, Unfassbares strömt von diesem Stückchen Welt aus, als schwebe irgendwo noch das Echo einer verklungenen Musik.

Wäscha-kwonnesin.

Das Indianerdorf Sajama
Im Hintergrund die Zwillingsvulkane Las Payachatas.

Le village Sajama
Au fond les volcans jumeaux Las Payachatas.

Im Truppenkrankenzimmer *von Henri Hard*

(2. Fortsetzung.)

Anderntags brachte mir unser Krankenwärter Moser das Paket mit den medizinischen Büchern. Der Mann mit dem Abszess war eben als geheilt entlassen worden, und Moser hatte Zeit, mit mir die Bücher durchzublättern. Wir fanden die Ausführungen über *Acidi borici = Borsäure.* Zehn Seiten waren den borhaltigen Mineralien gewidmet.

Moser schaute auf die Uhr: «Um 10 kommt der Füsilier Röthlisberger zum Inhalieren. Höchste Zeit, dass ich den Apparat bereitstelle. Schade, das Bor hätte mich interessiert.»

«Lass dich nicht abhalten; das Wichtigste sage ich dir gleich beim Lesen.»

Und während Moser den Inhalierapparat aus dem Schranke holte, Wasser in den Behälter goss und kochen liess, erklärte ich ihm, dass die Borsäure ein Naturprodukt sei. «Allerdings kommt Bor in der Natur nicht in freiem Zustand, sondern nur in Form von Sauerstoffverbindungen vor. Es ist auf der Erdoberfläche weit verbreitet. In vulkanischen Gegenden entströmt die Borsäure der Erde mit den Wasserdämpfen. Diese Dämpfe werden zum Beispiel in der Toscana in ein Wasserbett geleitet, und die Borsäure wird durch Eindämpfen der gesättigten Lösung gewonnen. Diesen Vorgang kannst du dir am besten vorstellen, indem du an Salzwasser denkst, bei dem durch Verdunsten des Wassers ein Rückstand von Salz, also eine Salzkruste übrig bleibt.»

Der Inhalierapparat begann in diesem Augenblick mit hohem Singen Dämpfe auszuströmen. Ein Pochen an der Tür, und Füsilier Röthlisberger trat gerade ins Krankenzimmer, als ich weiterlas: «Borsäure befindet sich ausserdem in sehr kleinen Mengen im Meerwasser, in vielen Mineralquellen sowie in pflanzlichen und tierischen Organen.»

Füsilier Röthlisberger setzte sich vor den Apparat und zog in bedächtigen Zügen den Dampf in die Lungen.

«Lies weiter!» ermunterte mich Moser.

«Borsäure wird ferner durch Umsetzung von natürlich vorkommenden Borsalzen gewonnen, die vor allem in Kleinasien in bedeutenden Mengen vorhanden sind. Es wird hauptsächlich in Panderma (Bandioma) aus dem tertiären Gips und Kalk abgebaut. Die dort gewonnene Borsäure wird Pandermit genannt.»

«Panderma liegt in Anatolien», mischte sich Röthlisberger zwischen zwei Atemzügen ins Gespräch.

«Anatolien, das Land der Erdbeben?» fragte Moser.

Für kurze Zeit strömte der Apparat seinen Dampf ins Leere: «Ja, eben dieses Anatolien in der Türkei. Dort kommen auch heute noch ungeheure vulkanische Massen zum Ausbruch. Uebrigens ein an Mineralien sehr reiches Land.»

Dann schob Röthlisberger seinen weit geöffneten Mund wieder vor den Dampfstrahl, und ich las weiter:

«Borocaleit und Boronatrocaleit kommen in Südamerika vor.»

Wieder dampfte der Inhalierstrahl ins Leere: «Von den grossen Borfeldern im Vulkangebiet Boliviens muss ich euch nachher noch erzählen. Mahnt mich daran!»

«Warst du denn dort?»

«Ja.»

Interessiert betrachtete ich Röthlisbergers blonden Schädel mit den intelligenten Zügen. Da war nun einer, der selbst Borfelder gesehen hatte und einfach sagen konnte, ich erzähle euch davon, ich war schon dort!

«Lies weiter», drängte Moser, und auch Röthlisberger warf mir einen auffordernden Blick zu.

«Borsäure ist tafelig bis feinschuppig, fühlt sich fettig an, ist weiss bis weisslichgrau oder farblos, mild biegsam, geruch- und beinah geschmacklos und in heissem Wasser löslich.

Als mildes, desinfizierendes und keimtötendes Mittel ist sie bekannt als wirksamer Bestandteil der *Borsalbe* und Zugabe in Wund- und Kinderpuder, in schwacher wässeriger Lösung dagegen als *Borwasser* besonders für Augenbäder. Eine *Borsäure-Tablette* von 2,5 g, in 1 dl abgekochtem Wasser aufgelöst, ergibt gebrauchsfertiges Borwasser von ungefähr 2,5 % Borgehalt. Moser, bring mir bitte einmal die Tube mit den Borsäuretabletten! Stimmt: grosse, weisse Tabletten, die einseitig mit ‚Acid. boric. 2,50' gekennzeichnet sind.»

Moser schob nun den Inhalierapparat weg, und Röthlisberger durfte sich auf meinen Bettrand setzen und erzählen:

«Ich leitete während einiger Jahre als sogenannter Superintendente eine Zinnmine im Quimzacruzgebiet Boliviens. Das Quimzacruz-Bergmassiv gehört zu den Hochkordilleren; unsere Mine lag auf 5300 Meter Höhe. Der Arzt der Mine, ebenfalls ein Schweizer, wurde bald mein guter Freund. Wir gründeten einen Alpenklub — ja, da werdet ihr lachen! — wir blieben allerdings auch die einzigen Mitglieder. In den Ferien und während der bolivianischen Nationalfeiertage ritten wir durch manche ungangbare Gebiete und erkletterten manchen Gipfel, den vorher noch kein menschlicher Fuss betreten hatte. Einmal beschlossen wir sogar, die lange Reise ins Vulkangebiet am Westrande Boliviens zu unternehmen, um den 7000 m hohen Vulkan Sajama zu besteigen.

An einem frühen Morgen fuhren wir mit dem Lastwagen der Mine nach La Paz, der Hauptstadt Boliviens, von wo uns der Zug, der La Paz mit der Küste verbindet, nach der westlichen Grenzstation Charaña brachte. Hier mieteten wir drei Mulas (Maultiere) und einen Maultiertreiber. Dann nahm uns die weite, graubraune Pampas auf. Ueber der Ebene lag ein Dunstschleier, der in die sanften Umrisse der kahlen Vorberge überging. In der Ferne sahen wir die schneebedeckten Vulkane schwach am Horizont abgezeichnet: rechts die Zwillingskegel der Payachatas, gegen die Mitte das Gebiet des prächtigen Anayajchi und links, hinter dunkel getöntem Vorgebirge, die Pyramide des Sajama.

Kurz vor der Abenddämmerung begegneten wir einer Karawane. Die Lamas waren mit Holzkohle schwer beladen. Wir hatten die Tiere schon vor einiger Zeit am Horizont auftauchen sehen. Könnt ihr euch die Harmonie dieses Bildes vorstellen? Der Boden ist sandig und leicht gewellt, seine Färbung spielt zwischen kühlem Graubraun und wärmerem Ocker. Die Tolabüsche und die dürren Pampasgräser wirken wie über den Sand gestreute Schatten. Wenn die Beine der Mulas an den hohen Rispen vorbeistreichen, schwingt messerfeines Klirren über die Gräser. Die sonderbare Gangart der Lamas, ihre hochmütige Kopfhaltung, die Schwere ihrer Lasten und die bunten Ueberwürfe der indianischen Treiber fügen sich trefflich in die Zeitlosigkeit dieser Vulkanlandschaft. Habt ihr das Bild vor Augen?

Wir brauchten viele Tage, um die Pampas zu durchreiten. Die Nächte verbrachten wir in den glockenförmigen, grasbedeckten Steinhütten der Indianer, um die sich abends unzählige Lamas scharten. Seltsame Tiere! Wisst ihr, wie sie ihren Schlaf einleiten? Eines nach dem andern legt sich nieder und stösst, schon halb im Schlafe, plärrende Töne aus. Dieses Plärren schwillt an, als ob Hunderte von kleinen Kindern nach der Mutter schrien, ebbt dann wieder ab und klingt in einzelnen schluchzenden Lauten aus. Dann sinkt die Stille über die Pampas.

*

Im Laufe unseres Rittes wurden die Sandwellen höher; ab und zu gingen sie in einen smaragdgrünen Sumpf über und entstiegen diesem auf der andern Seite. Seine Feuchtigkeit begleitete sie in grünen Lappen über ein paar Wellen hinauf.

Aber plötzlich ritten wir steil und weglos durch Geröll und gelangten über kleine Pässe aus einem Hochtal ins andere. Ruhe, Frieden, Stille.

Unsere Mulas zogen dicht an weidenden Alpacas vorbei. Die Jungtiere dieser lamaartigen Tiere sind entzückend. Ihre Bewegungen muss ich euch näher beschreiben: Sie setzen auf langen, steifen Beinen daher, machen unerwartet einen drolligen Seitensprung, bleiben dann — jeder Muskel unter dem zottigen Fell gespannt — unbeweglich stehen, schlagen mit den hinteren Beinen in die Luft, drehen und verrenken sich, springen an der Mutter hoch, zausen sie am Ohr, rennen in hölzernen Sprüngen im Kreise herum, knappern ein paar Gräser und stelzen mit steifen Beinen weiter. Wir hätten ihnen stundenlang zusehen mögen.

Nach vielen Tagen erreichten wir ein steppenartiges, nur längs des Bachlaufs sumpfiges Hochtal. Es war breit und mit Tolabüschen und Pampasgras bewachsen. Wir scheuchten einige Vizcachas auf — diese sehen unseren Murmeltieren ähnlich — und als ich den Blick in ihrer Fluchtrichtung hob, gewahrte ich in der Ferne flüchtende Riesenvögel: elf Strausse! Glaubt mir, das war ein richtiges Erlebnis.

An jeder Biegung wechselte das Bild. Als wir endlich den Laramkawapass durchritten, sahen wir plötzlich den Sajama in ruhiger Schönheit vor uns. Sein Hochtal wurde gegen Westen von den Zwillingsvulkanen der Payachatas abgeriegelt. In diesem Tal ritten wir an den wunderlich geformten Hütten der Uros-Indianer vorbei. Manchmal flatterte auf dem kegelförmigen Dach ein weisses Fähnchen; das bedeutete: Hier wird Maisbier, die Chicha, ausgeschenkt. Indianer sind oft betrunken. Schade! An der Trunksucht geht die einst hochstehende Rasse zugrunde.

Nachdem wir im Dorfe Sajama die Nacht verbracht hatten, durchquerten wir eine mit Vulkantuff bedeckte Ebene. Die Einsamkeit der Urzeiten überfiel uns hier. Dieser aschenbedeckte Boden war in Jahrtausenden entstanden. Mehr noch, in Jahrmillionen! Mit jedem Windstoss kommen ein paar Körnchen hinzu. Hie und da speit der Vulkan ganze Staubwolken aus. Seit Jahrmillionen. Welch unfassbare Zeit! Stellt euch das so richtig vor! In jener Einsamkeit wurde mir eine verwischte Erinnerung zum klaren Erlebnis: Vor vielen Jahren war's gewesen, im Gymnasium. Ein Lehrer hatte versucht, uns den Begriff der Ewigkeit zu erklären: ‚Weit oben im Norden steht ein Fels, hundert Meilen hoch und hundert Meilen breit. Alle tausend Jahre einmal wetzt daran ein kleiner Vogel seinen Schnabel. Wenn der Fels abgewetzt, ist ein einziger Tag der Ewigkeit vergangen.

In meinen Brauen haftete Aschenstaub; ein Mensch des gegenwärtigen Jahrhunderts, wischte ich ihn weg. Ich übergab ihn den Jahrmillionen. Hinter uns deckte leichter Wind die Spuren der Hufe zu. Wenn mir heute scheint, die ganze Welt müsse an den Geschehnissen unserer Tage zugrunde gehen, denke ich an jene aschenbedeckte Ebene in Bolivien.

Am Sajama, wo die kalte Hand des Schnees nach den letzten Queñastämmen greift und nur widerwillig das harte Kurzgras neben sich duldet, hielt unser Treiber, Manuno Kolke, an. Er klaubte den ausgesogenen Kokaknäuel aus der Wangenhöhle und klebte ihn an einen Steinbrocken. Dann setzte er sich auf die Erde und starrte abgewandt und unbeweglich in die Ebene zurück.

«Achachita?» fragte ich.

«Si, Señor.»

Achachita heisst Heiliger Berg, und ich konnte ahnen, warum Manuno seinen Kokaknäuel geopfert hatte: das Opfer bedeutete ein Gelübde. Nichts würde Manuno nun zwingen können, den Schneemantel des Berggottes mit seinen Füssen zu entheiligen.

Wir schlugen also das Nachtlager auf. Der Platz war geeignet: Weide für die Mulas und Holz fürs Feuer.

Als ich nachts durch die Zeltöffnung blickte, kauerte Manuno Kolke am Feuer und betete eintönig den Rosenkranz. Neben ihm lag, in die wärmende Nähe der Glut gerückt, die kleine Tongestalt des pausbäckigen Glücksgottes Ekkeko.

Jahrhunderte haben nicht vermocht, aus den Indianern Boliviens überzeugte Christen werden zu lassen. Der Gott der Christen wurde willig in die Reihe ihrer Gottheiten aufgenommen; ihren alten Göttern sind sie jedoch treu geblieben, und mit besonderer Zärtlichkeit blieben sie ihrem kleinen Ekkeko zugetan.

*

Der Morgen schob sich als heller Streifen am Rand des Himmels empor und löschte in weitem Umkreis den Glanz der Sterne. Wir tranken am Feuer Tee, die Wärme des Getränks belebte uns. Nur Manuno sass unbewegt; der Feuerschein zuckte über sein Gesicht und prallte an der Maskenhaftigkeit seiner Züge ab: Achachita!

Unter dem seltsamen Eindruck dieser Starre begannen wir den Aufstieg. Manuno blieb bei den Zelten zurück. Den Gipfel erreichten wir nicht. Beim letzten Fels überfiel uns tobend ein Gewitter und zwang uns zur Umkehr.

Später, beim Abstieg, lagen wir unter einem Felsband. Die Stunden glitten; wie sie glitten die Kondore mit weitgespannten Flügeln. In stummer Versunkenheit betrachteten wir Himmel und Gefels. In der Hitze, die dem Gewitter wieder gefolgt war, zeigte sich der

Himmel fast farblos. Am Gipfel des Anayajchi zerflossen die letzten Wolken. Dunst und leise Melancholie schwebten über dem fernen hügeligen Gelände, die Vulkane wirkten wie zarte japanische Pastelle. Auf einem steil abfallenden Felsklotz standen zwei Kondore.

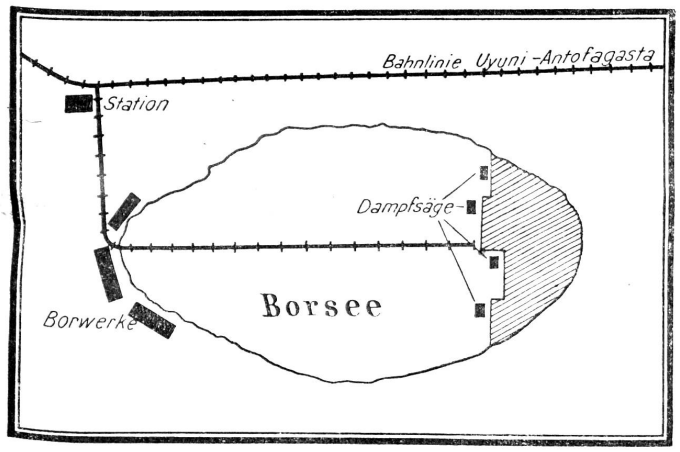
*

Anderntags erreichten wir die endlose Hochebene hinter dem Sajama, die sich bis zu den Salzsteppen von Uyuni erstreckt. Hier begannen die Borfelder, um derentwillen ich euch von der ganzen Sajamareise erzählt habe. Schon von weitem sahen wir sie wie schmutzigen Schnee über den Hängen und Tälern liegen. Dann folgten gelbe Landstreifen und schliesslich solche in allen Schattierungen von roter Farbe. Welch phantastisches und urweltliches Farbenspiel! Die Erde war hier abwechslungsweise mit Bor, Schwefel und Eisenoxyd gesättigt. Der Sand unten im Tal war mit Borschuppen, der Vulkanaschenstaub von Borkörnern durchsetzt, selbst die Schwefel- und Eisenoxydhänge enthielten Bor.

Mein Freund erklärte mir, dass das Bor hier in Wasserdämpfen aus der Erde gestossen worden sei und sich dann auf die Erdoberfläche gesetzt habe. Das Wasser sei verdampft und das Bor zurückgeblieben. Da es in dieser Gegend fast nie regne, vermöchten sich die Borkristalle nicht mehr aufzulösen.

In einer Schwefelhütte, wo Schwefel in grossen Mengen abgebaut wurde, erklärte uns ein Amerikaner, dass sich ein Borabbau in dieser Gegend nicht lohne; das Bor sei zu unrein. Dagegen liege ein grosser Borsee an der Eisenbahnlinie Uyuni—Antofagasta. Er rate uns, jenes Abbauwerk zu besuchen.

Eine Woche später war es uns möglich, seinen Rat zu befolgen, und wir bereuten die lange Reise nicht. Stellt euch einen See vor, der ungefähr die Hälfte des Murtensees misst und auch im Sommer zugefroren erscheint: die Sonne glitzert, tanzt und leuchtet auf den abertausend Kristallen der dichten, weissen Seedecke; diese besteht nicht aus Eis, sondern aus einer Borschicht.



Früher besass der See weit grössere Ausdehnung, und sein Wasser war eine Borlösung. Im Laufe unzähliger Jahre verdampfte ein Teil des Wassers, der Seespiegel sank und das zurückbleibende Wasser wurde mit Bor übersättigt, da der Borgehalt immer derselbe blieb. Das nicht mehr lösbare Bor kristallisierte an der Wasseroberfläche zu einer 70—80 cm dicken Borschicht, die in verhältnismässig reinem Zustand und auf einfache Art abgebaut werden kann. Dampfsägen schneiden die Borschicht in Blöcke, und diese werden auf flache Güterwagen gehoben. Eine kleine Dampflokomotive pustet ständig zwischen der Abbaustelle und der Borhütte hin und her und besorgt den Transport. Die Schienen sind über die Borschicht gelegt.

Die Blöcke werden nach der am Seeufer befindlichen Borhütte gebracht und dort in Wasser gelöst und gereinigt. Darauf lässt man das Wasser wieder verdampfen und wiederholt denselben Prozess mehrere Male. Die zurückbleibenden gereinigten Borschuppen werden darauf durch die Eisenbahn Uyuni—Antofagasta in den Welthandel gebracht.

An den Stellen, wo das Bor schon gewonnen worden ist, zeigt das Wasser ein samtweiches, unergründliches Schwarzblau. Welcher Kontrast: das glitzernde, sprühende Weiss der Borschicht neben dem geheimnisvollen Dunkel eines uralten Sees!»

*

Unsere Vorstellung von diesem Bild war sehr lebendig. Moser und ich fassten es kaum, als Röthlisberger unvermittelt abbrach, energisch aufstand und sagte: «Der Dienst ruft; heute nachmittag bin ich wieder Patient, dann kann ich euch weiter erzählen.»

(Fortsetzung folgt.)

Der Baum *Von Wäscha-kwonnesin.*)*

Vor rund sechshundertfünfzig Jahren hob ein Eichhörnchen einen Kiefernzapfen vom Boden auf, den es mit zwanzig anderen aus einem Wipfel herabgeworfen hatte, und hüpfte damit davon, um ihn in seine Vorratskammer zu tragen, wo schon viele andere reife, saftige Zapfen lagen. Es hatte sie alle mitten auf einem Pass gesammelt. Als es vor seinem Speicher anlangte, fiel sein Blick auf etwas, das seine Neugierde reizte; es liess den Zapfen fallen und vergass ihn ganz, samt der Vorratskammer. Sie war noch nicht ganz fertig und lag ungedeckt. Und so kam es, dass Wind und Regen ihr Spiel mit den Zapfen trieben und sie herumwarfen und verstreuten. Der Winter kam. Sie überstanden ihn. Im Frühling schlugen sie Wurzel, und aus den Samen wurden lauter kleine Kiefernschösslinge. Der Kampf ums Dasein begann. Nach fünf Jahren waren nur noch sieben oder acht übriggeblieben. Da sie weit weg genug auseinanderstanden, wuchsen sie zu gesunden Jungbäumchen heran.

An einem Herbsttag zog ein Stück Rotwild vorüber. Da es sich nach etwas Schmackhaftem umsah, frass es einem dieser Bäumchen Wipfel und Triebe ab, und als der Frühling wieder kam, fand er nur noch einen dürren Stecken. Im Winter darauf nagten Kaninchen den andern ringsherum die Rinde ab, so dass auch diese Bäumchen starben. Wieder fünf Jahre später — der Sommer neigte sich bereits dem Ende zu — trottete ein grosser Elchhirsch herbei und benützte eines der gesunden Bäumchen als Fegepfosten, um sein neues Geweih vom Bast zu befreien. Im Verlauf dieser Arbeit riss er seinen Fegebaum um und mehrere andere dazu.

Nach zwei Jahrzehnten waren die Ueberlebenden zu jungen Bäumen herangewachsen, und alle hatten Aussicht auf ein gesundes, reifes Alter. Da kam ein Stachelschwein des Wegs gezogen. Es war hungrig und machte sich an die Stämmchen heran, entrindete sie sauber von der Wurzel bis zum Wipfel und trottete nach getaner Arbeit in ein anderes, ergiebigeres Gebiet. Ein Bäumchen war noch unversehrt; da es nun ganz allein stand, zog es die Aufmerksamkeit seiner Feinde nicht mehr länger auf sich und wuchs ein Jahrhundert lang ungestört zu einen Baum voll edlen Gleichmasses heran, obwohl er auf seinem freien Standort hoch oben am Bergpass eher in die Breite als in die Höhe strebte. Seine höchsten Aeste krümmten sich knorrig unter den steten Angriffen der von den Ebenen kommenden Südostwinde. Wie grosse, ausgestreckte Arme zeigten sie mit einer umfassenden Gebärde nach Norden.

Tapfer widerstand der Baum den furchtbaren Stürmen, die beständig aus den tief unten liegenden Pampas zu ihm heraufbrauste. Er überstand Dürre und Regen und alle Elemente mit den ihnen eigenen Kräften der Zerstörung, die ihn zu knicken oder zu entwurzeln suchten. Er wuchs trotzdem — nein, er gedieh sogar, sei es, weil die Widerstände ihn besonders hart und zäh machten, sei es, weil er an sich vielleicht ungewöhnlich kräftig war. Er erreichte einen gewaltigen Umfang.

Nach zweihundert Jahren bildeten seine verkrümmten, knorrigen Aeste — nun selbst so stark und fest wie kleine Bäume — ein weitausladendes Gewölbe, in dessen Schatten manches vorüberwandernde Tier Schutz vor der heissen Sommersonne oder vor den Winterstürmen suchte und fand.

Seit undenklichen Zeiten zogen die Geschöpfe der Wildnis über jenen zweihundert Meter langen Bergpass. Sie wanderten auf dem guten Pfad, wohin ihre Laune oder der Hunger sie treiben mochte. Doch nun begann sie der Baum auch anzulocken, ja sogar ihre Wanderung zu bestimmen. Nicht nur sein Schatten und Schutz zogen sie an; denn Tiere wandern wie Menschen auf genau bestimmten Wegen von einem hervorstehenden Punkt der Landschaft zum andern. So kommt es, dass ihr Wechsel oft an einem ungewöhnlich grossen Felsblock vorüberführt oder über einen besonders grossen Biberdamm, durch eine besonders günstige Furt geht. Dort sieht man deutlich erkennbare Pfade. Weil der Baum der letzte Stützpunkt einer langen, beschwerlichen Gebirgswanderung und zugleich die erste Wegmarke für die aus den Ebenen Kommenden war, wurde er eine Art Mekka für alle Geschöpfe, die sich auf ihren ewigen Pilgerfahrten in seinem Schatten erfrischten oder in beschaulicher Ruhe sich kurze Zeit seiner Freundschaft erfreuten und dann ihres Weges zogen.

Eine weitere Verlockung bot der wundervolle Grasteppich rings um den Baum, wo es auch Blumen und Beeren gab und wo in einem kleinen, flüchtigen Bach die Bergforelle hauste.

Der Wildpfad, der im Lauf der Zeit eben und hart getreten, deutlich an dem Baum vorbeiführte, diente ausser den alltäglichen Geschöpfen auch einigen besonders edlen Tieren. Oft führte ein grosser Elchhirsch sein Rudel auf dem Weg zur Aesung dort vorbei.

Immer älter wurde der Baum, und sein Umfang nahm zu. Die schöne, purpurrote Rinde wurde dicker und das mächtige Geäst schwerer, knorriger und ausladender als je. Jeden Sommermorgen, wenn der Himmel klar war, schien die aufgehende Sonne rötlich auf

*) Aus «Der heilige Baum». Kosmos-Verlag.